

Wenn Theo Kempf durch das Viertel geht, in dem er wohnt, dann geht er langsam und konzentriert. Es sieht aus, als sei er daran gewöhnt, über seine Schritte nachzudenken, und doch hält er sich aufrecht, so, als sei er bei sich angekommen.

Der Raum über der Bar ist schmal; Fenster auf der einen Seite und Bücherregale auf der anderen, dazwischen Tische aus hellem Holz. Am Tisch, der am nächsten zur Tür liegt, steht Theo Kempf, zart und unauffällig, in Jeans und Kapuzenpullover. Er trägt den Scheitel links, der graue Bart auf der Oberlippe ist sorgfältig gestutzt, an der Armbanduhr ist ein feiner Streifen in Regenbogenfarben zu erkennen. Vor sich hat er Kopien von Texten ausgebreitet, über die er reden will.

Vor ihm sitzen fünfzehn Männer, die Weißbier trinken und Helles. Grauhaarige, die aussehen, als hätte sich ein CSU-Ortsverein zum Schafskopfen getroffen, aber es gibt keine Karten. Hinten am Regal, im Neonlicht, sitzt Helmut, ein großer, schwerer Mann in Janker, Lederhose und Haferlschuhen. „Wir sind die, die mit einem Bein im Grab stehen“, sagt er, seine Stimme schwingt tief und voll. Dann grinst er, aber man sieht es fast nicht. Seine Mundwinkel verschwinden unter dem buschigen Schnurrbart. Wie die meisten will Helmut nur seinen Vornamen nennen. Er ist Unternehmensberater, seine Kollegen wissen nicht, dass er schwul ist.

Dann ist da Horst, der Älteste der Gruppe, er ist achtzig Jahre und trägt Armeehose und T-Shirt. Sein halbes Leben lang arbeitete er als Friseur in Südafrika und liebte junge Männer. Als er nach Deutschland zurückkehrte, suchte er Menschen, mit denen er wandern gehen kann oder mal eine Städtereise machen.

Da ist Klaus, der aufsteht, wenn er spricht, groß, schlank, feingeschnittenes Gesicht. Er legt die Hand hinter sein Ohr, weil er nicht mehr so gut hört. Ein Kunsthistoriker, Intellektueller, wie ihn die anderen nennen. Er hat in einem Kunstverlag gearbeitet. Wenn Freunde ihn dort anriefen, nannten sie sich Georgette oder Daisy. Er erinnert sich auch, dass einige seiner Bekannten Frauen heirateten, um wenigstens scheinbar ein bürgerliches Leben zu führen, weshalb diese Frauen in der Szene Sandfrauen hießen; sie streuten den Leuten Sand in die Augen.

Montags, über der Bar im „Sub“, dem schwulen Kommunikationszentrum in München, kommt eine Generation von Männern zusammen, für die in der Gesellschaft kein Bild existiert. Sie wurden geprägt von einer Zeit, in der sie für ihre sexuelle Orientierung ins Gefängnis kommen konnten. Und als die Zeit sich wandelte und aus dem Christopher Street Day eine große Party wurde, saßen sie immer noch in Büros und versuchten, nicht anders zu sein als ihre Kollegen.

Theo Kempf hat in den sechziger Jahren entdeckt, dass er schwul ist. Er war vierzehn. Es war in einer Scheune, irgendwo auf dem osthessischen Land. Draußen brach die Nacht an, und drinnen tauschte er Berührungen mit Jungs aus. Sie waren vorsichtig und aufregend, nicht nur, weil es die ersten waren. „Man wusste ja nicht, was das ist“, sagt er, so war Neugier das eine Gefühl, das er hatte. Theo Kempf wuchs in einem Jugendheim auf, das von Nonnen geführt wurde, und darum hatte er auch noch ein anderes Gefühl, wenn er in die Scheune ging. Es war das, „sündig“ zu sein, wie er heute noch sagt.

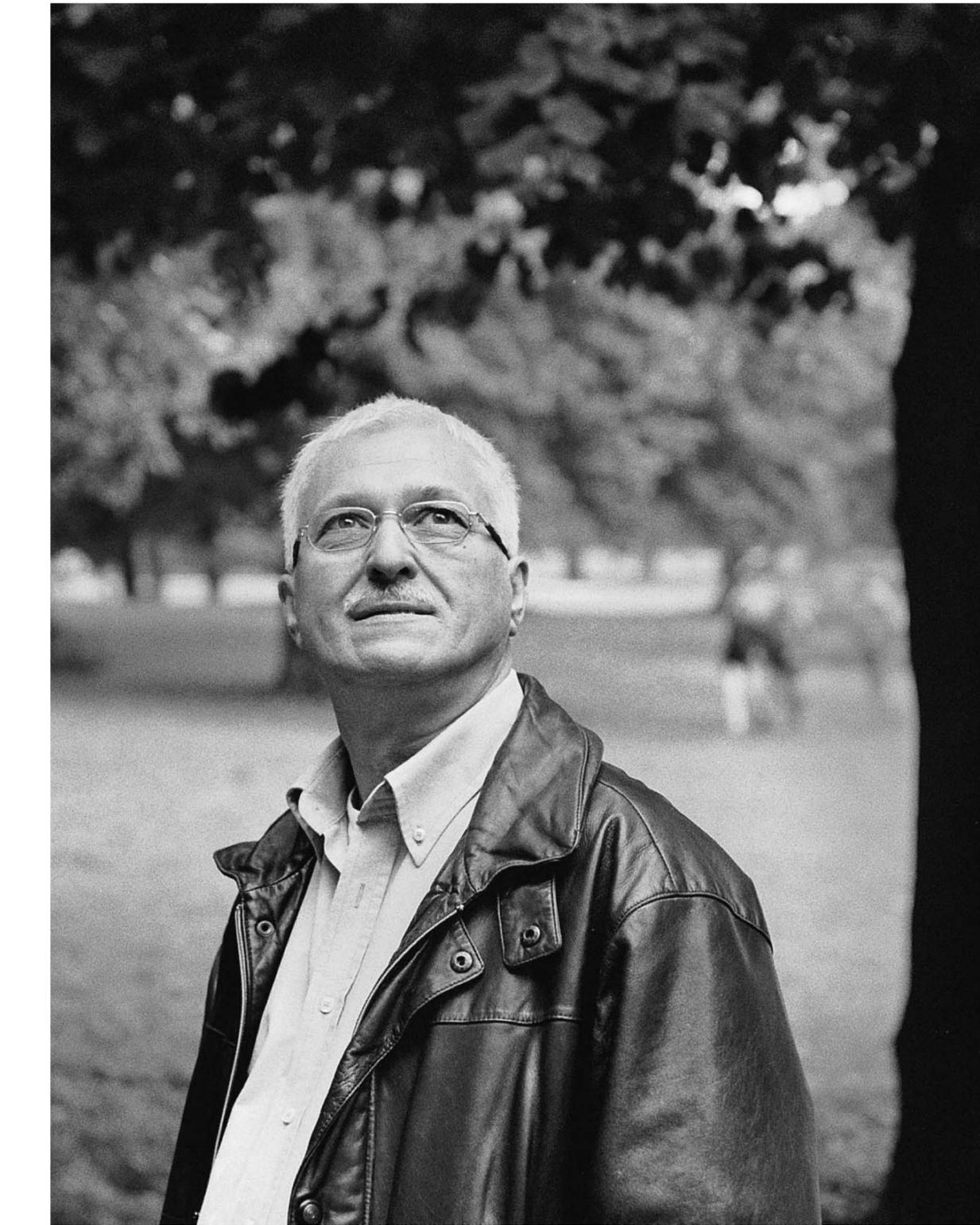
Theo Kempf spricht langsam, die Konsonanten sind vom hessischen Dialekt gefärbt. Manchmal klingt es, als würde er die Worte durch die Nase drücken. Vielleicht liegt es an der Gaumenspalte, die er hatte und sich als junger Mann korrigieren ließ. Vielleicht auch daran, dass es ihm schwerfällt, von sich zu erzählen.

Die Nächte mit den jungen Männern wurden länger, als Theo Kempf die Schreierlehre machte und sich dann doch zum Krankenpfleger ausbilden ließ, weil er fand, dass er nicht für Staub und Dreck geschaffen war. Unter der Woche fütterte er die Patienten und schüttelte ihre Betten auf. Am Wochenende fuhr er nach Frankfurt oder Köln und ging in Kneipen, die in Kellern verborgen waren, während seine Kollegen mit ihren Freundinnen am See lagen. Er spürte, dass ihm etwas fehlte. „Ich konnte es nicht benennen“, sagt er.

Auf die Frage, ob er schwul sei, hätte er damals geantwortet: „So ein Quatsch.“ Aber es fragte ihn keiner, und man hätte es auch nicht vermutet.

Im Krankenhaus lernte Theo Kempf eine Kollegin kennen, sie verliebte sich in ihn, und sie wurden ein Paar. Sie bekochte ihn und wusch ihm die Wäsche. Sie sagte ihm, sie habe in der Nacht von Küken geträumt. Er sagte ihr, sie müssten heiraten, bevor sie an Kinder dächten. Theo Kempf lächelt kurz und zieht die Schultern nach oben. „Bürgerlicher hätte ich es nicht haben können“, sagt er. Ein paar Monate lebten sie zusammen. Weihrauch beschenkten sie sich noch, am Silvesterabend trennte er sich von ihr. Er erzählte ihr nicht, dass er sich nach Männern sehnte, also verstand sie nicht, weshalb er ging. Er wechselte das Krankenhaus und zog um.

Von 1950 bis 1969 wurden in der Bundesrepublik mehr als fünfzigtausend Männer wegen homosexueller Beziehungen verurteilt. 1971 lief Rosa von Praunheims Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“ auf der Berlinale. Als die ARD ihn zwei Jahre später zeigte, schaltete sich der Bayerische Rundfunk aus der Ausstrahlung aus. 1972 organisierte die Deutsche Aktionsgemeinschaft Homosexualität in Münster die erste Demonstration der Schwulen. Der Paragraph 175, der im Strafgesetzbuch „Verbrechen und Verge-



Theo Kempf hat in München eine Gruppe für Männer gegründet, von denen in der Gesellschaft kein Bild existiert. Sie nennt sich „Gay and Gray“. Foto Jan Roeder

Ein Jedermann

Von Carolin Pirich

hen wider die Sittlichkeit“ behandelte, wurde abgeschwächt, einvernehmliche homosexuelle Handlungen zwischen Erwachsenen wurden nicht mehr angezeigt. Theo Kempf nahm nie jemanden, den er in der Nacht kennenlernte, in sein anderes Leben mit, nicht, als er als Krankenpfleger in Berlin arbeitete, und auch nicht, als er Jahre später Leiter der Caritas in Fulda wurde. Ein Quartalschwuler sei er gewesen, sagt er, wie man Quartalsrinker sagt über Menschen, die nur phasenweise, aber dann exzessiv Alkohol trinken. Den Konflikt, zwischen dem, wie er sein wollte, und dem, wie er war, konnte er nicht lösen, aber aushalten konnte er ihn auch nicht. Ein paar Jahre nachdem er verheiratet war, mit einer Frau zu leben, ging er zu einem Psychiater und ließ sich Androcur verschreiben, ein Medikament, das die Lust unterdrücken soll. Er nahm es drei Monate. Dann gab er es auf.

„Ich wollte mein Schwulsein heilen“, sagt Theo Kempf, als habe er es damals als Krankheit empfunden.

Wenn er davon erzählt, lächelt er, aber die braunen Augen hinter den Brillengläsern lächeln nicht mit. Er wirkt ruhig, gelöst, irgendwie fern und spricht, als habe er sein eigenes Leben vor ein paar Wochen im Kino gesehen und würde jetzt die Handlung zusammenfassen.

Theo Kempf lebt in München in einer Einzimmerwohnung. Sie ist klein, aber sehr hell; im Fenster stehen Pflanzen, es gibt ein Bett und einen Tisch, auf dem er die Bücher stapelt, für die im Regal kein Platz mehr ist. Bücher von Hermann Hesse und Frank Schätzing und Lebensratgeber mit Titeln wie „Bewusst leben, Tag für Tag“ oder „Weitergeben! Anstiftung zum generativen Leben“. Er zieht eines

aus dem Stapel. „Confiteor. Ich bekenne.“ Es gehe um verbotene Liebe in der Kirche, sagt er und flüstert fast.

Bis auf ein Kreuzifix und ein paar Fotos enthält die Wohnung nichts, das ihn an seine Vergangenheit erinnern würde. Eines dieser Fotos zeigt das warme Lächeln im breiten Gesicht einer Nonne, seiner Ziehmutter im Jugendheim. Das andere zeigt das Profil eines jungen Mannes, seine feine Nase, die geschwungenen Lippen. Er trägt Sonnenbrille und einen weichen, braunen Vollbart; Thomas.

Thomas war zehn Jahre jünger als Theo. Sie lernten einander Mitte der siebziger Jahre in Koblenz kennen, sie lasen die gleichen Bücher, teilten ihre Gedanken, aber nur einmal das Bett. Theo hatte Angst, dass Sex die Beziehung zerstören könnte. Thomas hätte niemals zugegeben, mehr von einem Mann zu wollen als seine Freundschaft, jedenfalls nicht öffentlich. Seine Eltern waren streng katholisch. Also redeten sie nur miteinander, führen in den Urlaub, und als Theo nach Freiburg zog, zog Thomas ihm nach. Doch nie wohnten sie zusammen.

Die Beziehung zwischen ihnen scheint so kompliziert gewesen zu sein wie die Beschreibung, die Theo Kempf heute für sie findet. „Es war eine homoerotisch-platonische Liebe“, sagt er.

Am Silvesterabend 1998 feierte Thomas mit Freunden. Es war kurz nach Mitternacht, sie standen auf einem Balkon; unten, auf der Straße, knallte es. Jemand schoss mit einer echten Waffe herum. Ein Schuss traf Thomas in der Brust.

Vom Tod seines Freundes erzählt Theo Kempf beiläufig. Wie er damit umgegangen ist, das erzählt er nicht. Er sagt: „Das Leben geht doch weiter.“

Jede Zeit kennt ihre eigenen Verbote. Früher durfte Theo Kempf nicht zeigen, dass er schwul ist. Heute soll er nicht zeigen, dass er alt ist. Er ist nun aber beides.

Ein Jahr später zog Theo Kempf nach München. Er war jetzt einundfünfzig Jahre alt und wollte ein neues Leben beginnen. Er wollte zum ersten Mal offen zeigen, dass er schwul ist.

1994 wird der Paragraph 175 aufgehoben. Im August 2001 heiratet vor dem Standesamt Hannover das erste schwule Paar. Kurz darauf erklärt Klaus Wowereit, heute Regierender Bürgermeister von Berlin, auf einem Parteitag, dass er schwul ist. Hochglanzmagazine berichten inzwischen über die Hochzeit von Udo Walz, dem Friseur, mit seinem Lebensgefährten so ausführlich wie über die Geburt einer Tochter der spanischen Königsfamilie.

Theo Kempf fand eine Wohnung im Glockenbachviertel, dort, wo die meisten Schwulen in München ausgehen. Es gibt viele Kneipen, die größte Friseurdeiche in München und die „Deutsche Eiche“, das Schwulenhôtel, in dessen Restaurant schon Rainer Werner Fassbinder saß und später Freddie Mercury, der Sänger von Queen, wenn er in München wohnte. Im Hinterhaus steht Europas größte Herrensauna, in der Theo Kempf irgendwann von einem Kollegen erkannt wurde. Als er am nächsten Morgen zur Arbeit ins Krankenhaus kam, fühlten sich die Blicke der anderen anders an. Theo Kempf hätte den Zeitpunkt seines Outings gern selbst

bestimmt; aber er hatte auch immer wieder gezögert. „Wenigstens konnte ich so nicht zurück“, sagt er. „Es ist wichtig, dass man nicht jammert. Man muss nach vorne schauen.“ Das sagt er oft, das mit dem Nachvollschauen.

Er ging in die Clubs, an denen draußen Regenbogenfahnen flattern und drinnen Gloria Gaynor und ABBA aus den Lautsprechern dröhnen. Die Männer lachen, rauchen, flirteten. Irgendwann verschwanden sie in der Nacht, zu zweit, zu dritt, jedenfalls selten allein. Manche sind Mitte zwanzig, manche auch doppelt so alt. Viele trainieren in Fitnessstudios, haben ihre Haut auf der Sonnenbank gebräunt, einige haben sie auch liften lassen. Im Internet rufen sie Seiten wie „Gayromeo“ auf, auf der sie den „Traumprinzen“ suchen, jemanden zum Reden oder Kuschneln oder „geile Kerle zum Druckablassen“. Sie geben ihre Vorlieben an, top oder bottom, aktiv oder passiv. Sie können einen „Bären“ finden oder einen glattrasierten, sportlichen Typen und ihn nach der Penisgröße aussuchen. Sie ist in Kleidergrößen angegeben. M, L, XL, S ist nicht dabei.

Es scheint in dieser Welt ganz leicht zu sein, jemanden kennenzulernen, zu flirteten, sich einen One-Night-Stand zu organisieren, im Internet, in den Bars. Aber all das bleibt eben nur leicht, solange man

attraktiv ist, und attraktiv sein, das heißt vor allem jung sein.

Als Theo Kempf in diese Bars ging, brannte ihm der Rauch in den Augen. Es war eng, die Musik laut. Er fühlte sich nicht wohl, irgendwann blieb er weg. Er hatte so lange gebraucht, um sich einzustellen, dass er schwul ist, nun musste er einsehen, dass er darüber alt geworden war. Es war wie ein zweites Outing. Und diesmal wollte er es richtig machen.

Theo Kempf hatte die Idee, eine Gruppe zu gründen für Männer, denen es genauso ging wie ihm. Aber anfangs war er damit allein. Er schrieb Briefe ans Rathaus und ans „Sub“, das schwule Kommunikationszentrum. Er bekam einen Raum, erst einen im Altenzentrum im Glockenbachviertel, dann den im „Sub“. Die Gruppe nennt er „Gay and Gray“, eine Anspielung auf die englischen Worte für schwul und grau. Er nennt sie „die Sache“, als sei sie eine Art Verschwörung. Selbsthilfegruppe sagt er nicht. Das klingt so traurig, sagt er, und abschreckend.

An einem Abend steht Theo Kempf in einer Kneipe, die „Drei Glöcklein“ heißt. In einer Ecke blinkt ein Spielautomat, der Tresen biegt sich um Jimmy, den dunkelhaarigen Kellner. Die Männer, die hierherkommen, kennen einander seit Jahren. Sie trinken, frotzeln, verlieben sich in Männer, die zwanzig, dreißig Jahre jünger sind als sie. Man kommt leicht ins Gespräch mit ihnen. Aber über das Alter werden sie nicht. Theo Kempf legt ihnen die Flyer von „Gay and Gray“ hin. „Wir bieten älteren Schwulen eine willkommene Alternative zur jugenddominierten Szene“, steht da. Die Männer runzeln die Stirn. „Ich bin doch nicht grau“, sagen sie zu ihm. Er definiere sich zu sehr über sein Alter, sagen sie.

Vor sechs Jahren waren sie zu zweit oder zu dritt, wenn sie sich trafen, noch gar keine Gruppe. Dann wurden sie mehr. Sie sprechen über „die Wunden im Herzen“, über ihr Outing, die „Diktatur des Körpers“, die Angst, im Alter allein zu sein oder in einem Pflegeheim wieder einen Teil ihres Lebens verschweigen zu müssen. Sie gehen gemeinsam am Alpenrand wandern, ins Kino oder zum Abendessen. Sie helfen einander, wenn einer umzieht, oder planen eine Überraschung, wenn einer seinen runden Geburtstag feiert. „Wir sind keine Fummeltanten“, ruft Helmut von hinten und klappt dabei mit einem Schwung das Handgelenk nach vorne.

Helmut ist ein schwerer Mann mit buschigem Schnauzer. Als er vor zwei Jahren das erste Mal hierherkam, hörten die Männer einen Vortrag über das Sterben. Das erschreckte ihn, aber er kam wieder. Jetzt, Ende fünfzig, fühlt er sich besser in seinem Körper als je zuvor, sagt er in die Runde. „Ich komme bei den Männern sogar besser an als früher.“ Die anderen sehen ihn an, stumm. Helmut trinkt einen Schluck Bier, hebt die Augenbrauen und fügt hinzu: „Das Selbstbewusstsein wächst mit dem Alter.“ Bei den Geschäftsessen der amerikanischen Gesellschaft, für die er arbeitet, begleitet ihn trotzdem eine junge Frau. „Schatz“, flüstert sie ihm dann ins Ohr und streichelt seinen Arm. Es ist eine Studentin, die er dafür bezahlt.

Walter, Dreitagebart und Strickjacke, ist Studienrat. Als er vor seinen Schülern zugab, dass er schwul ist, fanden sie es „cool“, zumindest seine Offenheit. Walter wäre gerne Oberstudienrat geworden, aber nach seinem Outing kam er dann irgendwann nicht weiter voran.

Klaus, der Mann, der die Hand hinter sein Ohr legt, um die anderen zu verstehen, demonstrierte in den siebziger Jahren mit Münchner Studenten für sexuelle Gleichberechtigung; eine „Bewegungsschwester“ sei er gewesen, sagt er, die Männer kichern über den Begriff, mit dem Schwule diejenigen bezeichnen, die sich politisch engagierten. Damals war er

der Älteste, heute ist er der Einzige, der noch lebt. Die anderen sind an Aids gestorben. Als er dreiundsiebzig wurde, hatte er zwanzig Jahre mit einem Mann zusammengelebt, wie ein Ehepaar, gemeinsame Wohnung, gemeinsame Tage, gemeinsame Sorgen. Vor zwei Jahren hat ihn sein Partner verlassen. „Eine Ehe ist auch keine Garantie“, sagt er. Heute wäre er gern eine Art Großvater. Aber es schwingt immer ein wenig das Vorurteil mit, man sei „einer der Männer, die den Kindern Bonbons schenken“. Deshalb hält Klaus sich von Kindern fern.

Montags, bei „Gay and Gray“ über der Bar im „Sub“, kommt eine Generation von Männern zusammen, die als Erste offen schwul sein durften. Es ist aber auch eine Generation, die viel Zeit dafür brauchte, es auch zu wollen.

Theo Kempf ist dieses Jahr sechzig geworden. Er hat einen Raum im Münchner Altenzentrum gemietet. Für die Einladung hat er Fotos aus verschiedenen Phasen seines Lebens ausgesucht. Theo Kempf im goldenen Rahmen als Teenager, als Auszubildender im Anzug mit Krawatte. Er hat sich kaum verändert, auch damals trug er den Scheitel links, die Brille war kantig. Irgendwann ist ein Schnurrbart dazugekommen und das Haar grau geworden, heute trägt er es kurz.